

## Vom Fluch und vom Segen, ein Joyce zu sein

Dublins James Joyce Centre:  
Neffe Ken Monaghan persönlich  
führt Gäste aus aller Welt durch  
das Werk und das Leben  
des „Ulysses“-Autors

Dublin, 24. Januar

Stattlich, aber durchaus nicht feist wie Buck Mulligan im ersten Satz des „Ulysses“ und erst recht nicht „bullig“ - so beschrieb ihn irreführend die auflagenstärkste deutsche Frauenzeitschrift -, erscheint Ken Monaghan (r.) auf dem Treppenabsatz. Durch eine jener Türen im georgianischen Stil, mit denen die Stadt Dublin auf Plakaten um Touristen wirbt, führt er uns in das Haus Nr. 35 der North Great George's Street. Der weißhaarige, liebenswürdige Ken Monaghan ist der Nefee von James Joyce.

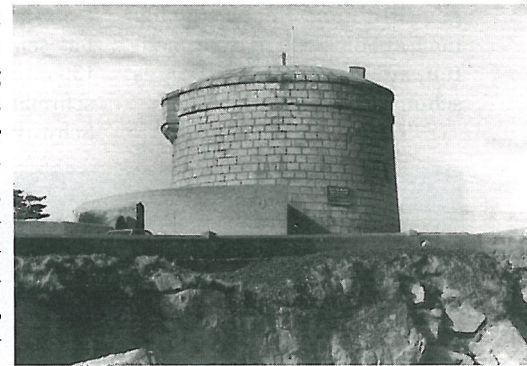
Im Hausflur, in dem wir jetzt stehen, hängt ein mächtiges Porträt von John Stanislaus Joyce, dem Vater des Dichters. Nirgendwo auf der Welt, weder in Dublin noch in Paris, Triest oder Zürich, ist man dem Leben des Ulysses-Autors näher als hier im James Joyce Centre. Wir sind en famille.



Joyce beschrieb seinen Vater, dessen Lieblingskind er ein Leben lang war, im „Porträt des Künstlers als junger Mann“ ironisch als „Medizinstudent, Ruderer, Tenor, Amateur-Schauspieler, brüllender Politiker, kleiner Hausbesitzer, kleiner Aktionär, Trinker, guter Kerl, Geschichtenerzähler, Sekretär von jemand, irgendetwas in einer Brennerei, Steuereinnahmer, Bankrotteur und augenblicklich Verherrlicher der eigenen Vergangenheit.“ Weniger liebevoll als der Sohn geht Enkel Ken Monaghan mit dem Schwadronneur um. Während er uns das elegante Treppenhaus unter Lüstern aus Waterford-Kristall hinaufführt, wirft er einen abschätzigen Blick zurück auf John Stanislaus:

„Ja, unter diesem Gentleman hatte auch meine Mutter viel zu leiden.“ Monaghans Mutter ist die 1966 im Alter von 76 Jahren gestorbene Mary Kathleen („May“) Joyce, das siebte von John Stanislaus' zehn Kindern und die drittälteste der sechs Schwestern des Dichters.

In der Bibliothek im ersten Stock, die die Guinness-Brauerei dem Centre gestiftet hat - vermutlich als ein kleines Dankeschön für John Stanislaus' Stout-Konsum - beginnt Ken Monaghan von seiner Mutter zu erzählen und wie sie darunter zu leiden hatte, eine Joyce zu sein. „Sie verleugnete nie, Joyce' Schwester zu sein,



Der Martello Tower in Sandycove

machte aber auch keine Werbung damit. Von ihrer Jugend sprach sie selten, vermutlich wegen der Armut und der Gewalttätigkeit, die in ihrem Elternhaus herrschten.“ Erst mit 21 Jahren, bei der Lektüre des „Porträts“, begann Mays Sohn zu begreifen, was es für seine Mutter bedeutet hatte, eine Joyce zu sein: „Es war ein dramatisches Ereignis für mich.“ Und er zitiert die Schlüsselstelle aus dem vierten Kapitel des Romans, wo die Geschwister in der Küche bei dünnem Tee und Brotkrusten zusammen sitzen und singen:

„So würden sie stundenlang singen, Melodie um Melodie, Lied um Lied, bis das letzte bleiche Licht am Horizont erstarb, bis die ersten dunklen Nachtwolken herauskamen und die Nacht sich senkte. Er wartete einige Augenblicke und hörte zu, bevor er in die Weise einfiel. Mit schmerzdem Bewusstsein hörte er auf den Beiklang von Müdigkeit hinter ihren zerbrechlichen frischen unschuld-

gen Stimmen. Bevor sie sich noch auf die Lebensreise machten, schienen sie des Weges schon müde zu sein.“

Stanislaus Joyce, der als der „Hüter“ seines Bruders James in die Literaturgeschichte einging, beschreibt seine damals 14-jährige Schwester May etwas herablas-



Zürich, 1918.  
Nora Barnacle Joyce mit Giorgio und Lucia.

(Aus der Poetry/Rare Books Collection, University Libraries, State University of New York at Buffalo.)

send als „langsam und ziemlich pausbäckig, sehr sensibel, mit der Gabe, an allem das Komische herauszufinden. Von allen Mädchen bei uns ist sie die einzige, die über etwas wie intellektuelle Neugier verfügt. Viel Religion scheint sie nicht zu besitzen, sieht über sich selbst klar und gebietet außerdem über einen sturen Mut.“ Mit 25 Jahren war sie mutig genug, den Unternehmersohn Jack Monaghan (seiner Familie gehörten ein Lebensmittel- und ein Textilgeschäft, ein Hotel und ein Postamt) aus Westirland zu heiraten und mit ihm nach Oughterard in der Grafschaft Galway zu ziehen. Die kleine Stadt am Lough Corrib, die „Pforte nach Connemara“, mag heute auf deutsche Angel-Touristen wie der Himmel auf Erden wirken, doch vor 80 Jahren war sie für eine Schwester des leibhaftigen „Antichrist“ James Joyce die Hölle.

Neben dem Vorwurf der Gottlosigkeit schwebte unausgesprochen auch der Ruf einer Erbschleicherin über May Monaghan. Ihr Sohn spottet heute: „Wir Iren haben Neid und Missgunst zu einer edlen Kunst verfeinert.“ Doch als Jack Monaghan 1928 an Lungenentzündung starb und seine Witwe mit dem dreijährigen Ken und dessen zwei älteren Schwestern zurückließ, war die Fremde aus Dublin nicht nur den Verletzungen durch diese edle Kunst, sondern auch unverhohlenem Hass ausgesetzt. Und weil ihre Schwiegermutter so zäh war, den eigenen Sohn um ein paar Monate zu überleben, konnte May gerade

noch rechtzeitig von der Verwandtschaft enterbt werden. Da saß sie nun, allein und mittellos, und versuchte sich mit Zimmervermietung über Wasser zu halten. Zwar hatte Jack Monaghans Mutter für die Erziehung ihrer drei Enkelkinder vorgesorgt, doch mit Kens Mutter sprachen die Schwägerinnen und Schwager kein Wort mehr, und wenn sie sich zufällig in der Öffentlichkeit begegneten, wechselten die „ehrbaren“ Monaghans demonstrativ die Straßenseite.

Schauernd erinnert sich Ken Monaghan an die Jahre in Oughterard:

**„Der Name Joyce hing über uns wie eine schwarze Wolke am Horizont.“** Deshalb nutzte er mit 18 Jahren die erste Gelegenheit, dem bigotten Spießertum zu entfliehen und begann bei der Hibernian Bank in Dublin eine Lehre. Damals las er auch zum ersten Mal ein Buch des Onkels - die „Dubliner“, aus denen „Ein betrüblicher Fall“ und natürlich „Die Toten“ noch heute seine liebsten Erzählungen sind. 1947 kehrte seine Mutter nach Dublin zurück und zog zu ihrem Sohn, wo sie bis zu ihrem Tod 19 Jahre später lebte. Und in ihren letzten Lebensjahren erfuhr sie die Genugtuung, dass der Fluch, eine Joyce zu sein, sich geradezu in einen Segen verwandelte. Ken Monaghan: „Sie wurde von der internationalen Joyce-Gemeinde entdeckt, von Leuten wie Richard Ellmann, dem Biografen von James Joyce, und wurde zu Veranstaltungen nach Paris und in die USA einge-



James Joyce, Zeichnung von Tomi Ungerer

laden. Und obwohl sie schon über 70 war, genoss sie jede Reise.“

Ken Monaghan wurde am 19. Januar dieses Jahres 75 Jahre alt, und auch er scheint es zu genießen, ein Joyce zu sein. Als pensionierter Bankkaufmann findet er endlich genügend Zeit, sich dem Werk und dem Leben des Onkels zu widmen. Seit die damalige iri-

sche Staatspräsidentin Mary Robinson das James Joyce Centre am 11. Juni 1996 eröffnete, ist die Adresse North Great George's Street 35 sein zweites Zuhause. Dort, wo vor knapp hundert Jahren der affektierte Tanzlehrer Maginni, eine der Wirklichkeit entlehene Nebenfigur des „Ulysses“, residierte, empfängt nun der Neffe des Autors Gäste aus aller

Welt und zitiert, wenn man ihn darum bittet, das „Wandering Rocks“-Kapitel: „Mr. Denis J. Maginni, Professor der Tanzkunst &c., in Seidenzylinder, schiefergrauem Gehrock, mit seidenen Aufschlägen, weißem Halstuchbinder, engen lavendellila Hosen, kanariengelben Handschuhen und spitzen Lackstiefeln, kam mit gravitäischem Gehabe des Weges und trat höchst respektvoll auf den Bordstein, als er an der Ecke des Dignam's Court an Lady Maxwell vorüberging.“

Monaghan trägt ein bequemes braunes Tweedjackett mit einem blauen Hemd, als er uns in der Bibliothek gegenüber sitzt und freundlich lächelnd unsere Fragen beantwortet. Zwar wird er im „Bloomsday Magazine 1999“ des Centres mit dem anspruchsvollen Titel eines „Cultural Director“ ausgewiesen, doch was das zu bedeuten hat, weiß er selber nicht: „Fragen Sie mich nicht, was das ist.“ Seine Aufgabe im Centre beschreibt der „Direktor“ eher formlos: „Ich bin eigentlich fast immer hier, führe die Gäste durchs Haus und erzähle ihnen etwas über Joyce.“ Wobei er offensichtlich keinerlei Scheu zu überwinden hat, denn „meine Freunde behaupten, dass ich ständig unter einer verbalen Diarrhöe leide.“ In aller Gesprächsruhe können wir uns nun davon überzeugen, dass dieser entspannte Plauderton genau das ist, was die Gründer des Centres - neben Ken Monaghan vor allem Senator David Norris - im Sinn gehabt haben müssen. Monaghan definiert die

Absicht, die hinter der ganzen ehrenamtlichen Arbeit steckt: „Wir wollen kein Museum sein, sondern eine Begegnungsstätte, um nicht nur Literaturwissenschaftlern, sondern vor allem dem Durchschnittsleser das Leben und das Werk von James Joyce näher zu bringen.“ Neben vielen Amerikanern scheinen vor allem deutsche Joyce-Verehrer und -Studenten dieses Angebot anzunehmen. In jüngster Vergangenheit nahmen beispielsweise zwei Gruppen aus Hamburg und eine von der FU Berlin an Workshops in Dublin teil. Die Besucher aus Deutschland revanchierten sich mit Gegeneinladungen und so hat Ken Monaghan bereits Vorträge in Berlin, Hamburg und Frankfurt, aber auch in Wiesbaden, Münster und im oberbayrischen Eichstätt gehalten.

Das Interesse der ausländischen Gäste steht in krassem Widerspruch zur Zurückhaltung, denen das Werk von James Joyce in der Heimat begegnet. Nur sporadisch würdigt der Staat das Centre einer unverbindlichen Spende, und in den Lehrplan für die irischen Schulen wurde der berühmteste Autor des Landes erst im vergangenen Jahr aufgenommen - und auch da nicht etwa der Jahrhundertroman „Ulysses“, sondern das „Porträt des Künstlers als junger Mann.“ Wie Ken Monaghans Mutter vor 80 Jahren in Oughterard ist Joyce noch heute das Opfer der edlen irischen Kunst der Missgunst, „genießt er auf der Insel noch immer nicht das Ansehen, das er verdient.“



Davy Byrne's Pub

Monaghan weiter: „Hierzulande sagt man achselzuckend: Was ist das schon, was er gemacht hat, er hat doch nur über Leute geschrieben.“ Angesichts dieser Einstellung ist es kein Wunder, dass das Centre seit Jahren von der Hand in den Mund lebt, buchstäblich mit dem Klingelbeutel bei möglichen Sponsoren hausieren muss. Zum Glück für den Enkel scheint sich neben Guinness zum Beispiel auch die Whiskey-Brennerei John Jameson daran zu erinnern, was für ein guter Kunde John Stanislaus Joyce bei ihr war.

Schritt für Schritt hat sich Ken Monaghan derweil dem Werk des Onkels behutsam angenähert, von den „Dubliners“ über das „Porträt“ bis zum „Ulysses“, den er 1952 erstmals las, nachdem seine erste Frau Joan ein Exemplar des damals in Irland verbotenen Romans am Zoll und an der Zensur vorbei nach Dublin geschmuggelt hatte.

Doch erst 1965 besaß er genügend Muße und Ausdauer, das Buch erstmals vom Anfang in Sandycove bis zum Ende in Molly Blooms Bett in der Eccles Street

ohne größere Pause durchzulesen. Knapp 35 Jahre später ist es ein halbes Dutzend Mal, dass er sich mit dem „Ulysses“ beschäftigt hat, mal mit dem vollständigen Roman, mal mit einzelnen Lieblingskapiteln wie „Calypso“ oder den „Wandering Rocks“.

Und „Finnegan's Wake“? Vor uns auf dem Tisch - fast wie eine Geste für den Gast aus Deutschland - liegt aufgeschlagen ein Exemplar des deutschen Übersetzungsversuchs, im regalsprengenden Format von Arno Schmidts „Zetfels Traum“. „Nein“, winkt Ken Monaghan ab, „das ist jenseits meines Verständnisses, das übersteigt nicht nur meine, sondern die Möglichkeiten jedes einzelnen Menschen.“ Schmunzelnd erzählt er die Anekdote, dass Joyce bei der Arbeit an „Finnegan's Wake“ seinen Freund und Eckermann Paul Leon immer wieder gefragt haben soll: „Wie können wir diesen Satz noch etwas schwieriger formulieren?“ Monaghan glaubt, dass er die Absicht des Onkels erkannt hat: „Er wollte die Literaturwissenschaftler mindestens 200 Jahre damit beschäftigen.“

Dessen ungeachtet gesellt er sich jeden Dienstag zur Finnegan's-Wake-Gruppe, die sich seit September 1995 im zweiten Stock des Centres trifft und unverdrossen

das rätselhafte Werk Seite für Seite zu deuten versucht. Soeben ist die Gruppe bei der 363. von insgesamt 660 Seiten angelangt. Als Ziel hat sich Ken Monaghan ein bescheidenes „Ich hoffe, dass ich die letzte Seite noch erlebe“ gesetzt. Die Chancen stehen gut, denn: „Manchmal schaffen wir eine ganze Seite, an guten Abenden sogar zwei. Nach einem solchen Abend sind wir dann jedes Mal rechtschaffen zufrieden mit dieser stolzen Leistung.“



Die Haustür des Hauses Eccles Street 7, in dem Joyce wohnte.

Zwei Stunden nimmt sich Ken Monaghan Zeit, um uns durch das Haus seines Onkels zu führen. Dann fordern neue Gäste, eine amerikanische Wissenschaftlerin aus Wisconsin und ein deutsches Au-Pair-Mädchen aus Branden-

burg, seine Aufmerksamkeit. Zum Abschied begleitet er uns bis zur Haustür und zitiert dort ironisch - nein, nicht Joyce, sondern Patrick Kavanagh, einen der „größten irischen Dichter in diesem Jahrhundert“, wie er sagt. „If ever you go to Dublin town/ in a hundred years or so/ enquire for me in George's Street...“

Dann schließt sich das georgianische Portal hinter Ken Monaghan, der „Cultural Director“ widmet sich weiter seiner Lebensaufgabe, das Werk von James Joyce auf unwissenschaftliche, aber höchst liebenswürdige und unterhaltsame Art zu vermitteln.

Rainer Kühn

- 5 Westland Row Post Office
- 6 Sweny's Shop, Lincoln Place
- 9 Freeman's Journal Office, Prince's Street
- 10 Graham Lemon's sweetshop, O'Connell Street
- 11 Davy Byrne's pub, Duke Street
- 15 The Ormond Hotel, Ormond Quay
- 16 Barney Kiernan's pub, Little Britain Street
- 20 Cabman's Shelter, Butt Bridge
- 21 Eccles Street

